

Der Sturz eines Reformers

Wie Chinas Parteichef Hu Yaobang 1987 die Macht verlor

Zehntausende Studenten hatten in Chinas großen Städten um die Jahreswende 1986/87 nach Demokratie gerufen und die Partei verunsichert – für den Aufruhr eignete sich Hu Yaobang, der Parteichef, als Sündenbock.

Parteinterne Dokumente zum Fall Hu bieten Einblick in die Machtverhältnisse der chinesischen Führung und offenbaren die Klippen kommunistischer Reformpolitik. Hu war immer Favorit von Teng Hsiao-ping gewesen; schon im Bürgerkrieg hatte er ihm als politischer Kommissar gedient. 1956 wurde er das jüngste ZK-Mitglied. Hu führte den kommunistischen Jugendverband, wobei er Verbündete sammelte (und seine ausländischen Kollegen Honecker und Gorbatschow kennenlernte).

Als die Funktionäre nach der Kulturrevolution wieder an die Macht kamen, beschränkte sich Teng, der frühere Generalsekretär, bald auf den Vorsitz in der Militärkommission und in der „Beraterkommission“, einem mächtigen Seniorenrat von Altgenossen. Teng machte Hu 1981 zum Parteichef – aber Hu suchte China viel radikaler zu verändern als Teng selbst.

Hu unterband die von Teng angezettelte Kampagne gegen „geistige Verschmutzung“. Den Intellektuellen gewährte Hu Meinungsfreiheit, dem Volk rasche Steigerung des armseligen Lebensstandards, den Staatsbetrieben Selbständigkeit und den Privatunternehmern Gewerbefreiheit. Der Nomenklatura wollte er Pfründe und Posten nehmen, zugunsten der jungen Generation. Freiwillig jedoch mochten die Uralten nicht abtreten. Staatspräsident Li: „Die ersten Wellen werden nicht von den folgenden Wellen überrollt.“

Hu forderte die Ideologie- und Machtbewahrer der Beraterkommission auch noch wegen Nepotismus heraus: Kinder alter Kader sollten nicht ins ZK aufrücken dürfen, die Tochter des Volkskongreßpräsidenten Peng Tschen ließ er wegen Korruption verhaften, gegen einen Sohn des Partei-Disziplinarchefs Bo Jibo wegen Wirtschaftsverbrechen (erfollos) ermitteln.

Im Parteiorgan „Volkszeitung“ ließ er erklären, die Werke von Marx und Lenin seien für die Lösung der Gegenwartsprobleme ungeeignet. Im Sommer 1986 eröffnete er eine landesweite Debatte über die Einführung der Demokratie. Im Herbst suchte er die Achtzigjährigen in der Führungsspit-

ze zum Rücktritt zu überreden – der Gegenschlag war fällig.

Eine Partei-Gipfelkonferenz beschloß im November, Hu solle auf dem nächsten Parteitag zurücktreten, Hu wiederum empfahl auch den Rücktritt Tengs, dessen Ämter er dann selbst übernehmen wollte. Damit kam er nicht durch.

Seine Widersacher warfen ihm vor, er wolle die Planwirtschaft durch den Markt ersetzen, plädiere für hemmungslosen Konsum statt Genügsamkeit, lasse die bürgerliche Ideologie ins Land und unterstütze den intellektuellen Wunsch nach einer „totalen Verwestlichung“ Chinas.

Während im Dezember die Militärkommission tagte und sich einem künftigen Kommandeur Hu widersetzte, brach der Studentensturm los: Die Offiziere drohten, gegen die rebellische Jugend die Truppe einzusetzen. Hu erschien als einziger Tagungsteilnehmer im westlichen Anzug mit Schlips, während wieder Mao-Look Mode war.

Am 30. Dezember gab Teng, 82, auf einer Krisensitzung der Parteispitze Hu die Schuld an den Demos und forderte 20 Jahre Kampf gegen „bürgerlichen Liberalismus“. Hu, 71, wehrte sich und erklärte den Protest von der Basis für reformförderlich: „Es wird nun endlich Zeit, daß unsere Partei an einem Punkt ankommt, an dem die alte Garde nicht mehr alles bestimmt.“

Die witterte einen Staatsstreich. Am 16. Januar 1987 traten 18 der 20 Politbüro-Mitglieder, verstärkt um 17 alte Herren von der Beraterkommission und Parteisekretäre, zu einem Scherbengericht zusammen und beschlossen statutenwidrig Hus Entlassung. So opferte Teng seinen alten Genossen Hu den konservativen Bürokraten, Militärs und Planwirtschaftsanhängern, um die Parteiherrschaft zu sichern, ohne die wirtschaftlichen Reformen völlig preiszugeben.

Premier Zhao Ziyang, der Selbstkritik hinsichtlich des eigenen, zu stürmischen Reformwillens geübt hatte, wurde Hus Nachfolger; der in der UdSSR ausgebildete Plan-Befürworter Li Peng später Premier.

Laut Sprachregelung der ZK-Propagandaabteilung vom 17. Januar 1987 durften Chinas Massenmedien den Namen Hu Yaobang nicht mehr erwähnen und seinen Sturz nicht kommentieren; sie mußten vielmehr behaupten, es gebe keinen grundlegenden Wandel in Chinas Politik der wirtschaftlichen Öffnung.

lektuelle zur sogenannten stinkenden neunten Kategorie am Ende der Klassentabelle gehörten.

Jahrelang vernachlässigten die Funktionäre die Bildungspolitik. Universitäten und Schulen haben wenig Geld, Wissenschaftler und Studenten leben und arbeiten unter erbärmlichen Bedingungen, Gehälter und Stipendien liegen unter dem Durchschnittslohn von Arbeitern. Der Dekan einer Sprachen-Fakultät in Peking: „Eine Verkäuferin verdient genauso viel wie ich, arbeitet weniger und hat nur neun Schuljahre hinter sich. Mit dieser Art von Kommunismus kann ich nichts anfangen.“

Noch fanden die demonstrierenden Studenten wenig Resonanz beim arbeitenden Volk. „Demokratie kann man nicht essen“, sagte ihnen ein Werkstätter und verwies auf die Inflation.

Die Proteste der vorigen Woche stürzten die Parteibürokraten in ein Dilemma: Sie konnten gegen die aufsässigen Hochschüler nicht hart durchgreifen, weil sie sonst den Eindruck erweckt hätten, Trauer und Sympathie für einen verdienten Weggefährten zu unterdrücken. Denn Parteichef Zhao hatte das von der Hu-Familie gewünschte schlichte Begräbnis durch eine Staatsfeier ersetzen lassen, um den Reformen groß herauszustellen, als „proletarischen Staatsmann“ und „loyalen Kämpfer für den Kommunismus“. Das war die Rehabilitierung.

Das Parteiorgan „Volkszeitung“ aber warnte, wer die Zurückhaltung der Sicherheitskräfte als Schwäche werte und die Situation ausnütze, werde „bittere Früchte“ ernten, die er selbst gesät hat.

Die Warnung war deutlich auf ein wichtiges Datum gerichtet – den 4. Mai.

DIPLOMATEN

Richtiger Kerl

Vernon Walters, Washingtons neuer Botschafter in Bonn, war immer dort, wo es spannend war – und wo Krisen drohten.

Mässig und imposant, im fleischigen Gesicht ein Lächeln, wertete der Kandidat bei der Anhörung im US-Senat seinen neuen Job schon vorab tüchtig auf. Keine „wichtigere Beziehung“ könne er sich vorstellen als die deutsch-amerikanische, übertrieb Vernon Anthony Walters, 72, der sich diese Woche als neuer US-Botschafter in Bonn einfindet.

Senator Joseph Biden schmeichelte dem Probanden und den Deutschen gleich mit: Wie sehr Washington die Bundesrepublik respektiere, zeige sich daran, „wen wir dorthin schicken“.

So gesehen, könnte Walters' Entsendung nach Bonn als ominöses Zeichen gedeutet werden: Denn wo immer der geheimnisumwitterte Mann („Meine Geschäfte erledige ich am liebsten fernab der Öffentlichkeit“) in seiner fast



Botschafter Walters
„Horror vor rot-grüner Koalition“

fünf Jahrzehnte umspannenden Laufbahn als Soldat, Geheimdienstler und diplomatischer Troubleshooter auftauchte, stand er bald im Zentrum aufregender Geschehnisse. Die Bundesrepublik – für Washington demnächst ein Krisengebiet?

Mit James Bond verglichen etwa der US-Diplomat und Kissinger-Helfer Winston Lord den Spezialisten für schwierige Missionen – ein Kompliment, das Jungeselle Walters nicht hören mag: James Bond „hatte ein Liebesleben, das mich veranlassen würde, ihn zu feuern“.

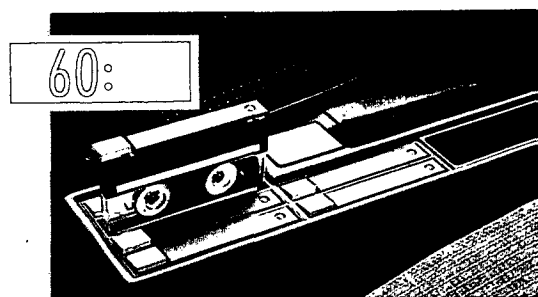
Seine erstaunliche Karriere und sein farbiger Charakter fordern zu extremen Urteilen heraus: Präsident Ronald Reagan, der Walters 1981 zunächst zum Sonderbotschafter, 1985 dann als Nachfolger der umstrittenen Jeane Kirkpatrick zum Botschafter bei den Vereinten Nationen ernannte, habe General Walters „geschätzt, weil er in acht Sprachen ‚Yes, Sir‘ sagen konnte“, schrieb der konservative Kolumnist Smith Hempstone über den polyglotten Soldaten.

Der General sei wohl imstande, in acht Sprachen zu reden (Französisch, Russisch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Niederländisch und natürlich auch Deutsch) – denken dagegen könne er in keiner, lästern seine Kritiker.

Seine „Fähigkeiten als Übersetzer sind phänomenal“, rühmte Henry Kissinger in seinen Memoiren den ehemaligen Mitarbeiter Walters. Daß er, wenn unerkannt auf Reisen, den ersten Tag im Gastland mit Busfahren verbringe, um das richtige Gespür für Land und Leute zu bekommen, gehört zum festen Repertoire der Walters-Legende.

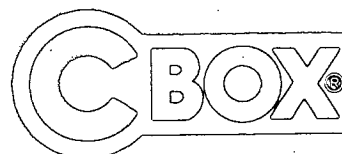
Nichtraucher, dem Alkohol abhold, jettete der „altmodische Katholik“ (Walters über Walters) in geheimer Mission jahrelang durch die Welt, gestärkt durch viel Schokolade und die Überzeugung, Amerika sei „die letzte und beste Hoffnung der Menschheit“. Allein zwischen 1981 und 1985 besuchte der diplomati-

»WIEVIELE MASSGESCHNEIDERTE CBOX-EINSÄTZE GIBT'S?«



Für über 60 Autotypen hat Fischer einen perfekt passenden CBOX-Einsatz. Der ideale Aufbewahrungsort für alle Cassetten. Und ein Stück Sicherheit für Sie. Denn nur die CBOX bringt Cassetten mit einem Griff auf Tastendruck. Fragen Sie nach der CBOX gleich bei der Neuwagenbestellung, in Ihrer Vertragswerkstatt oder im Autozubehör-Handel und den Fachabteilungen der Kauf- und Warenhäuser.

Die CBOX. Maßarbeit für Cassetten im Auto, z.B.:
AUDI, BMW, FIAT, FORD, MAZDA, MERCEDES, MITSUBISHI, OPEL, PEUGEOT, PORSCHE, RENAULT, SAAB, TOYOTA, VOLVO, VOLKSWAGEN.



fischerwerke Artur Fischer GmbH & Co. KG, D-7244 Tümlingen/Waldachtal

sche Tausendsassa eigenem Bekunden zufolge 108 Länder, von Angola bis El Salvador.

Über den politischen Inhalt seiner Gespräche mit Linken und Rechten, Diktatoren und Revoluzeern schweigt er sich aus; allenfalls gibt dieser stille Amerikaner Anekdoten über große Männer zum besten, von Charles de Gaulle bis Fidel Castro.

Sein zeithistorisches Wissen muß immens sein: als Zeuge der explosiven Begegnung zwischen Präsident Truman und dessen aufsässigem General Douglas MacArthur, als persönlicher Dolmetscher und ständiger Reisebegleiter von Nato-Oberbefehlshaber und Präsident Dwight D. Eisenhower in den fünfziger Jahren oder als Henry Kissingers Faktotum bei den Pariser Geheimverhandlungen über einen Friedensschluß in Vietnam – Walters war oft dabei, wenn Geschichte gemacht wurde.

Mit Deutschland hatte er es gleich zu Beginn seiner Karriere zu tun. Im Bundesstaat Vermont sah sich der damalige Gefreite Walters 1941 auf Veranlassung eines FBI-Beamten auf den Skipisten nach Nazi-Saboteuren um. 31 Jahre später, Walters war inzwischen Generalleutnant, ernannte Richard Nixon ihn zum stellvertretenden CIA-Boß. Den Watergate-Skandal überstand er unbeschadet, ein „Beispiel für selektives Erinnerungsvermögen“, wie der damalige Nixon-Adlatus John Ehrlichman später über den CIA-General Walters sagte.

Wie Nixon war auch Walters überzeugt, der Feind komme vornehmlich von innen. „Die größte Gefahr für unseren Lebensstil und unsere Freiheit droht nicht von den kommunistischen Parteien der Welt“, predigte er. Mehr fürchte er „die frommen Leichtgläubigen der neuen Linken“. Denn die Geschichte beweise, „daß die USA nicht von außen gestoppt werden können. Wenn unsere Feinde gewinnen sollen, dann muß Amerika von innen gestoppt werden“ – eine Art Dolchstoßlegende auf amerikanisch, die Walters im Gefolge des Vietnam-Debakels erfand.

Wie schwer er sich im Umgang mit Andersdenkenden tut, bewies er noch 1986, als in vielen Ländern Europas gegen die Bombardierung Libyens demonstriert wurde. Gehässig behauptete der General, die Gesichter der Protestler „wiedererkannt“ zu haben: „Das letzte Mal, als ich sie sah, ging es um die Raketen, davor um die Umwelt, davor um die Atomkraft.“

Was Wunder, daß der neue US-Botschafter die gleichen Gesichter nicht schon wieder sehen will, wenn es um die umstrittene Modernisierung der Lance-Raketen geht.

Leider sei „die westdeutsche Öffentlichkeit das Hauptziel der Charme-Offensive des Generalsekretärs Gorbatschow“, sagte Walters bei seiner Anhörung vor dem Senatsausschuß. Was er dagegen zu tun gedenke, gab er nicht

preis. Vier Jahrzehnte kalten Kriegsdienstes haben ihn jedoch gelehrt, keinem Kommunisten, wie charmant er auch sei, zu trauen.

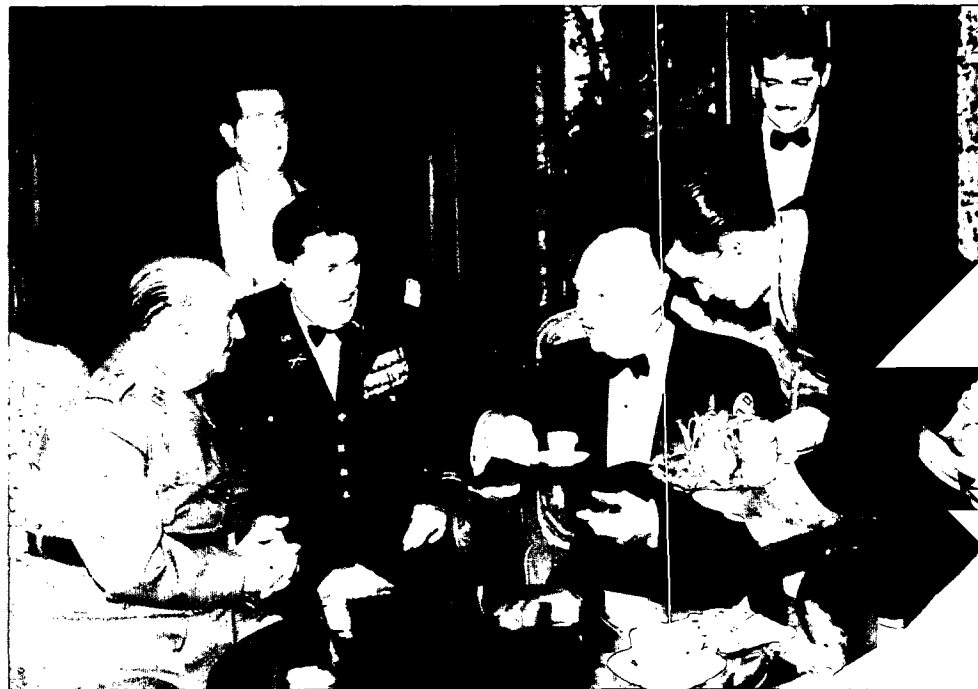
Wann immer die Weltmacht USA irgendwo auf der Erde gegen die Gefahr von links militärisch intervenierte, zollte Walters Beifall. So sei etwa die Dominikanische Republik 1965 von einer „brutalen kommunistischen Machtübernahme“ bedroht gewesen, als Präsident Lyndon B. Johnson die Marines entsandte – eine Interpretation, die von den meisten US-Historikern nicht geteilt wird.

Den Krieg in Vietnam hielt General Walters für „einen der nobelsten und selbstlosesten“, den die USA je geführt hätten – ohne Walters allerdings. Denn der begab sich nur einen Monat zur Inspektion aufs Schlachtfeld, ehe er 1967

Noch 14 Jahre später, in seinen 1978 unter dem Thriller-Titel „Silent Missions“ erschienenen Memoiren, zeigte sich der General überzeugt, daß Brasilien ohne diesen Putsch „den Weg Kubas eingeschlagen“ hätte.

Die Menschenrechtspolitik des demokratischen Präsidenten Jimmy Carter war dem General ein Greuel, weil sie ihm zu einseitig gegen rechte Diktaturen gerichtet schien. 1978, als brutale Militärregierungen Argentinien, Uruguay und Chile drangsalierten, befand Realpolitiker Walters, die lateinamerikanischen Generäle seien „eine stabilisierende Kraft und ein Bollwerk gegen kommunistische Ambitionen“.

Nachdem er während der Carter-Zeit als Geschäftsmann überwintert und unter anderem zu gutem Profit Waffen an



Dolmetscher Walters (M.): „In acht Sprachen ‚Yes, Sir‘“

zum Generalmajor befördert wurde und als Militärattaché vornehmlich Dienst auf diplomatischen Empfängen in Paris tat. Eine Einheit hat Walters in seiner langen Offizierskarriere nie befehligt.

Seinen Beitrag zum Sieg im Kalten Krieg hatte Walters da schon geleistet: in Brasilien, wo er 1964 als Militärattaché erlebte, wie sein Freund General Humberto Castelo Branco den unbequemen, doch rechtmäßigen Staatspräsidenten João Goulart aus dem Amt kippte. Walters bestreitet zwar, die Putschisten damals ermuntert zu haben. Der US-Historiker Arthur Schlesinger aber berichtet, Walters habe sich kurz nach dem Staatsstreich „sehr erfreut über den Coup“ geäußert, Goulart sei Walters zufolge „ein Agent des internationalen Kommunismus“ gewesen.

* Mit US-Präsident Eisenhower 1959 bei General Franco in Madrid.

seinen Freund König Hassan II. von Marokko vermittelt hatte (als der Deal platzte, hatte Walters seine 300 000 Dollar Provision bereits kassiert), reaktivierte Präsident Ronald Reagan den alten Kämpfer.

Auf einer Pressekonferenz im Mai 1981 in Guatemala-Stadt erläuterte Walters, warum Menschenrechtspolitik so unergiebig sei: „Menschenrechtsprobleme wird es auch noch im Jahr 3000 mit den Regierungen des Mars und des Mondes geben. Es gibt eben einige Probleme, die man niemals lösen kann.“ Guatemalas Militärregierung hatte damals schon Tausende ermordet.

Zwar gab der General in einem Leserbrief an die „Washington Post“ wenig später zu, daß es Verstöße gegen die Menschenrechte in dem mittelamerikanischen Land gebe. Doch Guatemala sei „viel zu wichtig, als daß man es an ein

iranisches Chaos oder die höchst effiziente totalitäre Unterdrückung Kubas verlieren dürfte“, so sein kaltschnäuziges Fazit.

In den fünfziger Jahren hatten Republikaner vom Schlage Walters' den US-Liberalen vorgeworfen, China „verloren“ zu haben; in den Sechzigern Kuba, in den Siebzigern Vietnam und Angola. Jetzt sei Schluß mit weiteren Niederlagen, wollte Walters sagen. Die Probleme der Dritten Welt hielt er für „selbstgemacht“: Dafür den „sogenannten Norden“ verantwortlich zu machen „weise ich zurück“.

Ob Walters' Wertschätzung der Bundesrepublik alle politischen Lager einschließt, darf bei seiner Persönlichkeit bezweifelt werden. „Eine rot-grüne Koalition erfüllt ihn mit Horror“, sagt ein Walters-Kenner in Washington. Die Regierung Bush bringe „den richtigen Kerl in eine wichtige Position“, freute sich der demokratische Senator Christopher Dodd beim Walters-Auftritt vor dem Auswärtigen Ausschuß.

LIBANON

Hahn abdrehen

Christen-General Michel Aun will die Syrer endgültig vertreiben, auch um den Preis einer völligen Zerstörung Beiruts.

Stets war das vom Bürgerkrieg geschundene libanesische Volk der Willkür politischer und militärischer Hasardeure ausgeliefert, ausländischer wie einheimischer.

PLO-Chef Jassir Arafat, auf der Suche nach einer Bleibe für sein heimatloses Volk, wollte im Libanon einen palästinensischen „Staat im Staate“ errichten – das war einer der Auslöser des 1975 begonnenen Bürgerkriegs.

Syriens Staatschef Hafis el-Assad, der den kleinen Staat am Mittelmeer immer schon als historischen Bestandteil eines „Groß-Syrien“ betrachtete, besetzte weite Teile des Landes und hielt mit wechselnden Allianzen den Krieg der Banden und Milizen am Leben.

Israels ultrarechter Feldherr Ariel Scharon eroberte 1982 das moslemische West-Beirut – seine Invasion brachte Tausenden Zivilisten den Tod und den Judenstaat um den Ruf, nur gerechte Verteidigungskriege zu führen.

Milizenführer wie der Druse Walid Dschumblat, der Schiit Nabih Birri oder der maronitische Christ Baschir Gemayel verlängerten mit den Gemetzeln ihrer Privatarmeen, bei denen es neben politischen immer auch um wirtschaftliche Interessen ging, rücksichtslos das Leiden der Libanesen.

Die jüngste – und möglicherweise letzte – Episode des schrecklichen Krieges ist verbunden mit dem Namen eines Ge-



Zerstörtes Beirut: „Grausamster Abschnitt unserer Geschichte“

nerals, der den Libanesen bislang als unscheinbar und gesichtslos gegolten hatte: Michel Aun, 53, Oberbefehlshaber der libanesischen Armee und seit September 1988 Ministerpräsident einer christlichen Militärregierung.

„Im Grunde genommen sehe ich nicht wie ein Führer aus, denn Führer sind groß und haben Charisma“, pflegt der kleingewachsene, korpulente Offizier zu kokettieren. Seine Unscheinbarkeit macht der an französischen und amerikanischen Militärakademien ausgebildete Artillerist, durch Ehrgeiz und Skrupellosigkeit wett.

Der „häßliche Parvenü“ (Dschumblat über Aun) brach Anfang März eine militärische Auseinandersetzung vom Zaun, die sich in kurzer Zeit zum „grausamsten Abschnitt unserer Bürgerkriegsgeschichte“ (die Beiruter Tageszeitung „An-Nahar“) ausweitete: In einem tollkühnen Versuch, die Autorität seiner nur von Christen anerkannten Regierung auszuweiten, rief er zum „antisyrischen Befreiungskampf“ auf – eine Herausforderung, die Präsident Assad in Damaskus nicht tatenlos hinnehmen konnte.

Seitdem erbt der christliche Ostsektor der libanesischen Hauptstadt genauso unter dem pausenlosen Geschoßhagel wie der moslemische Westteil. Mit schwerer Artillerie feuern beide Seiten in Wohnviertel ohne militärische Ziele. Während der Blutzoll Ende vergangener Woche auf über 400 getötete Zivilisten und weit über 1000 Verletzte anstieg, hatte der General nur markige Durchhalteparolen zu bieten: „Der Libanon wird zum Friedhof Syriens“, tönte er aus seiner Gefechtszentrale.

Und, an seine in Keller geflohenen Landsleute gewandt: Er werde den verhaßten Syrern „den Hahn abdrehen“, die Libanesen seien „an einem Punkt angekommen, wo uns Granaten nichts mehr anhaben können“.

Seine prahlerischen Endsieg-Erklärungen gab Aun aus einem sicheren Führungsbunker im Verteidigungsministerium ab, zwei Stockwerke unter dem Erdboden verschanzt. Derweil brach das Leben in der Hauptstadt zusammen.

Noch nie seit Ausbruch des Bürgerkriegs hatten gleichzeitig beide Teile der Stadt einen so mörderischen Dauerbeschuß erlebt; Auns Truppen nahmen auch umliegende Orte und Städte unter Feuer. Zeitweise schlugen die tödlichen Granaten im Sekundentakt ein und setzten ganze Straßenzüge in Brand.

Da durch den Beschuß die meisten Wasserleitungen zerstört waren, konnte die Feuerwehr nicht löschen. Das Elektrizitätsnetz brach im ganzen Land fast vollständig zusammen.

Bislang hatte es selbst in den schlimmsten Phasen des Bürgerkriegs immer wieder genug Feuerpausen gegeben. In denen konnten sich die Beiruter mit Nahrungsmitteln versorgen und sogar ihren Geschäften nachgehen. Doch diesmal war es „ein einziges Inferno“, so der Lehrer Abu Fuad, der in der Nähe der Mittelmeer-Uferpromenade in West-Beirut wohnt. Neun Tage hätten sich seine Familie und die anderen Bewohner des Hauses nicht aus dem Keller getraut. Im Schein einer kleinen Ölfunzel beruhigten sie ihre Kinder, rationierten sorgsam Fleischkonserven sowie in Plastikflaschen abgefülltes Leitungswasser.

Als dann endlich, wenn auch nur für wenige Stunden, der Kanonendonner verstummte, machte sich Abu Fuad auf Nahrungssuche. Doch: „Die Geschäfte in unserer Nachbarschaft waren alle verammelt oder ausgebrannt. Nicht einmal der Bäcker hatte mehr geöffnet.“

Nur ein kleiner Teil der Beiruter schaffte unter Lebensgefahr die Flucht in den Süden des Landes, der von Israel kontrolliert wird und als sicher gilt; doch